

LEBEN UND ÜBERLEBEN VON JÜDINNEN UND JUDEN WÄHREND DES NATIONALSOZIALISMUS – INGE L.

Grundkonzeption: Die Schülerinnen und Schüler lesen in drei bis vier Gruppen die vorliegenden Texte. Sie formulieren Fragen an die dargestellten Personen und versuchen diese Fragen durch den Text oder weitergehende Recherchen zu beantworten. Dabei können die Themenvorschläge als Unterstützung dienen. Sie entwickeln einen Text über diese Person. Ein oder zwei Mitglieder der Gruppe stellen die Person der Klasse vor.

Zu Arbeitsblatt 2b

Auszug aus einem Gespräch mit Inge L. geb. Puls, Skalitzer Strasse 9 – Kindheit und Jugend in Berlin

„Der Führer hat entschieden ...“

Meine Eltern haben 1920 geheiratet. Mein Vater war ganz arisch, meine Mutter war ganz jüdisch. Auf Wunsch der Großeltern trat mein Vater bei der Eheschließung der jüdischen Religionsgemeinschaft bei, und meine ältere Schwester und ich sind jüdisch erzogen worden. Vater arbeitete in der Fabrik seines Vaters, in der Holzköpfe – Formen für Putzmacher – hergestellt wurden. 1935 starb meine Mutter. Mein Vater blieb aber Mitglied der jüdischen Gemeinde.

Zu Ostern 1937 sollte ich aufs Gymnasium, damals „Lyzeum“. Aber da wurden schon keine jüdischen Kinder neu aufgenommen. Meine Schwester war zu diesem Zeitpunkt bereits vier Jahre auf demselben Mädchengymnasium und hatte zuerst sogar jüdischen Religionsunterricht. Darum beschloß mein Vater, uns taufen zu lassen. Und wir wurden im Januar 1937 in der St.-Simeon-Gemeinde in der Wassertorstraße von Pfarrer Richter getauft. Gleichzeitig hat mein Vater seinen Austritt aus der jüdischen Gemeinde erklärt. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass zwei Rabbiner zu uns nach Hause kamen, und es eine dramatische Unterhaltung gab. Da ich nun evangelisch war, wurde ich 1937 Schülerin am Viktoria-Oberlyzeum in der Prinzenstraße. In der Schule hatte ich Glück: Ich war in einer Klasse, in der es keinen Antisemitismus gab. In der Parallelklasse dagegen war es für eine Jüdin schwer. Da schrieben die Mitschülerinnen: „Wir sitzen nicht neben Juden“ und ähnliches.

Aber im November 1938 kam mit der Post ein Brief an meinen Vater, in dem stand, dass seine Tochter Ingeborg „ab morgen unsere Anstalt nicht mehr besuchen darf.“ Und ich bekam ein Abgangszeugnis, auf dem stand schön deutlich geschrieben, dass ich von Ostern 1937 bis November 1938 die Anstalt besucht habe und sie auf Grund des Erlasses des Herrn Reichsminister des Innern vom 15.11.1938 verlasse. Wir waren getauft, aber zu spät. Wir waren sogenannte „Geltungsjuden“. Das bedeutete: jüdische Kennkarte, später Sterntragen. Aber zuerst einmal hieß es, dass die arischen Höheren Schulen mich nicht aufnehmen durften, und die jüdischen Höheren Schulen mich nicht aufgenommen haben, weil ich getauft war. Da saß ich also zwischen den Stühlen und es begann eine schwierige Zeit.

Endlich fanden wir eine höhere jüdische Privatschule, die mich aufgenommen hat. Es war die Schule von Dr. Luise Zickel in der Kufsteiner Straße. Ich besuchte sie ab Januar 1939, eine ganz entzückende kleine Schule in einem Wohnhaus. Aber es dauerte nicht lange: Im März 1939 wurden alle höheren jüdischen Privatschulen geschlossen, weil ja inzwischen hinreichend bekannt war, dass jüdische Kinder geistig etwas unterentwickelt sind ... An dieser Schule waren zwei Lehrerinnen, Margot Krohn und Rose Ollendorf, die nannten einmal die Adresse „Stechbahn“. So bin ich zum Büro Pfarrer Grüber gekommen und von dort in die von ihm gegründete „Familienschule Oranienburgerstraße“. Gleichzeitig hatte wir erfahren, dass „Geltungsjuden“ unter günstigen Umständen als „Mischling ersten Grades“ anerkannt werden konnten und das hieß: keine jüdische Kennkarte, keinen Stern. Der Antrag lief seit dem Tag, an dem ich aus der Schule geflogen war. Seitdem war es zweckmäßig, vorsichtig zu sein.

Meine jüdische Tante Else Sußmann ist nach unten zur Familie Sack gezogen, damit wir oben eine einigermaßen „arische Luft“ hatten. Wir taten dann auf furchtbar arisch – mein Vater saß da mit zwei Kindern, der muß ja verrückt geworden sein vor Angst.

Außerdem zogen wir in eine Ausweichwohnung in der Prinzessinnenstraße. Wir mussten aus dem Haus Skalitzer Straße 9 heraus, weil wir wegen der laufenden Anträge nicht mit Juden zusammenwohnen konnten. Die neue Unterkunft war in einem Haus, in dem mein Vater zuletzt die Fabrik hatte. Der Hauswirt war ein anständiger Mensch, er hat uns von seiner großen Wohnung hinten zwei Zimmer abgegeben.

Da hausten wir also in zwei Zimmern, bis meine jüdische Tante im Januar 1942 deportiert wurde. Dann zogen wir wieder zurück in die Wohnung in der Skalitzer Straße.

Wir hatten jetzt nicht mehr viel Geld. Die Fabrik war geschlossen worden. Mein Vater war dienstverpflichtet zusammen mit russischen Kriegsgefangenen, bei Mannesmann in Adlershof. Das Anerkennungsverfahren lief ziemlich lange. Auch zur Gestapo musste mein Vater: Das war die Zeit, in der sie ihm dann gesagt haben „Warum haben Sie sich nicht rechtzeitig von der Judenhure scheiden lassen“ und ähnliche Sachen.

Im September 1942 aber bekamen wir ein hochoffizielles Dokument, unterschrieben von einem Herrn Meissner: „Der Führer hat entschieden, dass Ingeborg Puls, geboren am 20. April 1927 in Berlin, als Mischling ersten Grades zu behandeln ist.“

Das hat mich vor der Deportation bewahrt. Ich war nun „Mischling ersten Grades“, und das hieß in der Praxis: ich konnte den Judenstern ablegen, die jüdische Kennkarte gegen eine normale umtauschen und das Leben einer Geduldeten führen.

Quelle: Aus Berliner Geschichtswerkstatt e. V. (Hrsg.): Fundstücke ... Fragmente ... Erinnerungen ... Juden in Kreuzberg, Berlin 1991



THEMENVORSCHLÄGE

Umgang Inges mit den Folgen des national-sozialistischen Terrors

Stationen der Kindheit und Jugend Inges

**Umfeld Inges während der Zeit des
Nationalsozialismus**